

Peter Lantos

Von Ungarn nach Bergen-Belsen und zurück

Eine Zeitreise

29./

1121. M. Leb Abraham	24. II. 1893. Also-keres	8417	Ⓟ
1122. F. Leb Abraham	22. II. 1897. Kaba	8418	Ⓟ
1123. F. Leb Magda	14. VI. 1925. Kaba	8419	Ⓟ
1124. M. Leb Magda	16. II. 1927. Kaba	8420	Ⓟ
1125. F. Leb Kata	30. I. 1929. Kaba	8421	Ⓟ
1126. M. Leb Anna	8. VI. 1937. Kaba	8422	Ⓟ
1127. M. Leichter Eda	7. XII. 1874. Vesenysszög	8423	E
1128. F. Leichter Ilona	15. II. 1902. Iszentaiklos	8424	E
1129. F. Dr. Leipnik György-Liebsmann Gertrud	6. I. 1910. Zürich	8425	B
1130. M. Leipnik Gabriella	1. II. 1932. Csanakpalota	8426	B
1131. Kn. Leipnik Peter	24. II. 1935.	8427	B
1132. F. Leipnik Zoltan	15. X. 1910. Brassó	8428	C
1133. Kn. Leipnik Ervin	5. IV. 1939. Budapest	8429	C
1134. F. Leipnik Eda	25. III. 1879. Hemetzst Peter	8430	B
1135. Kn. Leipnik Peter	22. I. 1939. Mako	8431	D
1136. M. Leipnik Sandor	1892. Kevermes	8432	D
1137. Kn. Leitner Sandor	1910. Aidunanas	8433	Ⓟ
1138. Kn. Leitner Bela		8434	Ⓟ
1139. Kn. Leitner Ernő			
1140. Kn. Leitner Jenő			
1141. F. Leitner Paula			
1142. M. Lassagy Jenő			
1143. F. Lassanyi Jenő			
1144. F. Leitner Ferenc			
1145. Kn. Leitner Tibor			
1146. Kn. Leitner Zoltan			
1147. M. Levei Agnes			
1148. F. Levei Miklos			
1149. M. Liebermann Henrik			
1150. F. Ligeti Jenő			
1151. M. Ligeti Jakab			
1152. M. Ligeti Jenő			
1153. M. Lindenfeld Feri			
1154. F. Lindenfeld Feri			
1155. F. Lichtenstein			
1156. Kn. Lindenstein			
1157. M. Lönitz Sandor			
1158. F. Lóbal Alfred			
1159. F. Dr. Lóbal Imre			
1160. M. Dr. Lóbal Imre			



wallstein

Peter Lantos
Von Ungarn nach Bergen-Belsen und zurück

BERGEN-BELSEN –
BERICHTE UND ZEUGNISSE

Herausgegeben von der
Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Band 6

Peter Lantos
Von Ungarn
nach Bergen-Belsen
und zurück

Eine Zeitreise

Aus dem Englischen übersetzt
von Helmut Maier
unter Mitarbeit
von Gianna Lange



WALLSTEIN VERLAG

Diese Veröffentlichung wurde gefördert
von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die englische Originalausgabe *Parallel Lines* erschien 2006 bei
Arcadia Books Ltd, 15-16 Nassau Street, London W1W 7AB,
© Peter Lantos.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017
www.wallstein-verlag.de

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf,
unter Verwendung eines Fotos von Peter Lantos im Alter von
fünf Jahren (privat) sowie eines Auszugs aus der Liste des un-
garischen Transports, der am 7. Dezember 1944 in Auschwitz
ankam, © Stiftung niedersächsische Gedenkstätten/Gedenk-
stätte Bergen-Belsen.

Redaktion: Monika Gödecke, Stiftung niedersächsische
Gedenkstätten

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-3095-5

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4149-4

Inhalt

Vorwort

7

Makó: Eine kleine Stadt in Ungarn

9

Die Reise beginnt

39

Szeged: Ein unbekanntes Ziel

79

Strasshof: In einem fremden Land

89

Wiener Neustadt: Nicht weit von Wien

95

Bergen-Belsen

117

Farsleben: Der Zug in die Freiheit

179

Hillersleben: Flucht vor den Russen

203

Prag: Die Freundlichkeit von Fremden

223

Budapest: Der Tod eines Bruders

227

Heimkehr

237

London: Ein Neubeginn

301

Abbildungen

337

Epilog

357

Vorwort

In letzter Zeit habe ich oft von meinem Geburtsort in Ungarn geträumt. Genau gesagt ist es eher ein Albtraum als ein Traum. Ich suche das Haus, in dem ich geboren wurde, aber ich kann es nicht finden. Ich weiß ganz genau, wo es stehen sollte: hinter dem großen Sägewerk meines Großvaters, in einer kurzen, staubigen und engen Nebenstraße, die zwei größere, aber nicht besonders wichtige Straßen miteinander verbindet. Mit wachsender Frustration verfolge ich meine Schritte immer wieder zurück, doch vergeblich. Ich bin hoffnungslos verloren in einem unglaublichen Labyrinth, aus dem ich nicht mehr herausfinde. Verzweifelt plane ich, strategischer vorzugehen. Vom Bahnhof aus, einem sicheren Bezugspunkt, gehe ich die breite, geradeaus führende, von Bäumen überragte Hauptstraße in Richtung Stadtmitte entlang, biege dann rechts zum Sägewerk ab, umrunde den Zaun, der kein Ende zu nehmen scheint, passiere die beiden Villen, in denen meine Onkel mit ihren Familien einstmals lebten, nur um in einer Sackgasse zu landen. Irgendwann stehe ich auf einem kleinen, verlassenem Platz, umgeben von niedrigen Häusern, die Fenster abgedunkelt mit Rollläden. In der Mitte des Platzes steht ein kleines Kinderkarussell, angemalt in knallbunten Farben. Zwei Schaukeln schwingen geräuschlos hin und her, aber es ist niemand zu sehen. Verängstigt von der Stille, ändere ich meine Taktik und wende mich in die entgegengesetzte Richtung. Ich laufe zum Hauptplatz in der Stadtmitte, aber verliere schnell wieder die Orientie-

rung. Der Platz ist verlassen: keine Menschenseele, die man fragen könnte. Ich gebe mich geschlagen, und erschöpft beschließe ich, die Suche aufzugeben, mich in das Unvermeidbare zu fügen: niemals das Haus zu finden, in dem ich geboren wurde.

Plötzlich erkenne ich, dass ich trotz alledem in der richtigen Straße bin. Doch unser Haus ist nicht mehr da.

Makó: Eine kleine Stadt in Ungarn

I

Wenn man nicht mit der genaueren Geografie Zentral-europas vertraut ist, könnte es schwierig werden, Makó auf der Landkarte zu finden. Das ist nicht weiter überraschend, da es sich nur um eine kleine Provinzstadt handelt. Die Internetsuche nach Makó führt allerdings zu einem erstaunlichen Resultat: 108.204 Treffer auf 10.821 Seiten, abhängig natürlich von der Suchmaschine. Bevor man jedoch aus lauter chauvinistischem Stolz über die außerordentliche Popularität der eigenen Heimatstadt in der grenzenlosen Datenbank menschlichen Wissens in Euphorie verfällt, wird einem schnell klar, dass der Name nicht das alleinige Eigentum einer kleinen Stadt in Ungarn ist. Weitere Mitstreiter, die hier um Aufmerksamkeit konkurrieren, sind noch nicht einmal Städte gleichen Namens in anderen Ländern. Da gibt es vielmehr den Makrelenhai Mako (*Isurus oxyrinchus*); aufblasbare Boote und Enten aus Hart- und Weichgummi mit dem Markennamen Mako, produziert in Kapstadt, Südafrika; und CompAir Mako, einen Hersteller von Atemgeräten in Texas. Selbst wenn man die Suche einengt auf »Makó+Ungarn«, gibt es noch fast eintausend Einträge; viele sind dem berühmtesten Sohn der Stadt, dem durch den Pulitzer-Preis bekannt gewordenen Joseph Pulitzer gewidmet, der dort am 10. April 1847 geboren wurde.

Eventuelle Besucher von Makó sollten sich durch ein

paar weniger hilfreiche Internetseiten nicht entmutigen lassen. Eine listet nur drei Hotels, keines davon in der Stadt: Eines befindet sich westlich der Stadt in etwa 16 Kilometern Entfernung, ein anderes 60 Kilometer entfernt im Nordwesten und das dritte sogar in einem anderen Land – in Rumänien, ungefähr 84 Kilometer östlicher Richtung. Es gibt jedoch trotz dieser Fehlinformation akzeptable Unterkunftsmöglichkeiten vor Ort.

Genau genommen ist es kein Problem, Makó zu finden: Es liegt auf 46° 13' Nördliche Länge, 20° 30' Östliche Breite im Südosten Ungarns, nahe der Grenze zu Serbien und Rumänien, am nördlichen Ufer des Mureş (ungarisch Maros). Während der Österreichisch-Ungarischen Monarchie verfügte die Stadt über ausgedehnte landwirtschaftliche Anbauflächen und gute Handelsverbindungen zu anderen Städten im Süden und Osten, aber der Trianon-Friedensvertrag von 1920* setzte all dem ein Ende. Das historische Gebiet Ungarns wurde verstümmelt, zwei Drittel seines Territoriums gingen verloren: Transsylvanien fiel vollständig an Rumänien, während die ausgedehnten fruchtbaren Agrargebiete dem neu geschaffenen Jugoslawien einverleibt wurden. Makó, einstmals das betriebsame Zentrum einer blühenden agrarischen Provinz, verlor so sein gesamtes Umland und war nun durch die dichte Grenzlage zwei Ländern ausgesetzt, mit denen die Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen nicht gerade freundlich waren, hauptsäch-

* Der Vertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 war Teil des internationalen Vertragswerks, mit dem der Erste Weltkrieg beendet und seine Folgen besiegelt wurden. Er legte u. a. die Abtretung von zwei Dritteln des ungarischen Staatsgebietes an Nachbar- und Nachfolgestaaten der aufgelösten Doppelmonarchie Österreich-Ungarn fest [Anmerkung d. Red.].

lich aufgrund von Ungarns erklärtem Ziel (unterstützt durch scharfe Propaganda), sein verlorenes Territorium zurückzuerlangen. Obwohl geographisch gesehen nicht direkt eine Grenzstadt, führte der plötzliche Verlust des Umlandes im Süden und Osten zu einer Schwächung der Wirtschaftskraft und dem darauf folgenden allmählichen Niedergang der Stadt.

2

Die Stadt war bekannt für die Produktion von qualitativ hochwertigen Zwiebeln. Obwohl sie bereits seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts angebaut wurden, begründeten erst die seit der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eingeführten verbesserten Anbaumethoden und die ganz wesentlich von jüdischen Händlern vorangetriebene erfolgreiche Vermarktung den Wohlstand der Stadt. Das hatte eine schnelle Urbanisierung zur Folge: Makó war eine der ersten Provinzstädte in Ungarn mit gepflasterten Straßen und Elektrizität. Die Dankbarkeit, die die Stadt dieser bescheidenen Zwiebel schuldet, findet ihren Ausdruck in nichts Geringerem als einer Statue (es gibt mit Sicherheit nicht viele Orte auf der Welt, die der Zwiebel so viel Anerkennung gezollt haben) und einem Kulturzentrum, von den Einheimischen liebevoll Haus der Zwiebel statt – angemessener – Haus der Kultur genannt.

Die ersten Juden kamen um 1740 mit der Unterstützung eines aufgeklärten Bischofs nach Makó und siedelten sich nicht weit vom Stadtzentrum an. Sie lebten in zwei Straßen, die zwar nach zwei ungarischen Staats-

männern benannt waren, aber allgemein nur als Kleine Jüdische Straße und Große Jüdische Straße bezeichnet wurden, unterscheidende Beinamen, die sich eher auf die Länge der Straßen bezogen als auf die Anzahl der dort lebenden Juden. Trotz der religiösen Abgrenzung lebten die Menschen der verschiedenen Konfessionen bis in die 1930er Jahre friedlich miteinander. Die erste Synagoge, ein einfaches schmuckloses Gebäude, wurde Ende des achtzehnten Jahrhunderts errichtet und 1919 abgerissen, aber zu diesem Zeitpunkt gab es in der Stadt bereits zwei weitere, repräsentativere Synagogen.

Nach der rechtlichen Gleichstellung der Juden im Jahr 1867 spielte die jüdische Gemeinde in Makó in zunehmendem Maße eine entscheidende Rolle im kaufmännischen und intellektuellen Leben der Stadt. Die Anzahl ihrer Mitglieder nahm allmählich zu und erreichte 1920 mit ungefähr 2380 in Makó lebenden Juden den höchsten Stand. Damit lag ihr Anteil an der Gesamteinwohnerzahl von etwas mehr als 37.000 bei etwa 6,4 Prozent. Der Bau zweier Synagogen innerhalb von 20 Jahren reflektierte diese Entwicklung; das Schicksal dieser beiden Andachtsstätten hätte allerdings nicht unterschiedlicher sein können. 1895 bauten die orthodoxen Juden ihre Synagoge im spätromanischen Stil. Die Synagoge der reformierten Juden (oder Neologen) war eine komplett andere, viel grandiosere Angelegenheit, die den wachsenden Wohlstand und das zunehmende Selbstvertrauen der ansässigen jüdischen Gemeinde widerspiegelte. Sie öffnete – mit ziemlich unheilvollen Vorzeichen – ihre Tore am 2. September 1914, kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Von den elegant gekleideten Gläubigen, die sich zur

Einweihungszeremonie versammelten, darunter meine Großeltern, konnte niemand vorhersehen, dass die Synagoge etwa 50 Jahre später zerstört werden würde. Die Saat dieser Zerstörung wurde an jenem Spätsommertag ausgestreut, an dem Europa Abschied nahm vom Frieden.

Die bescheidene orthodoxe Synagoge, die nach Jahren der Vernachlässigung in Verfall geraten war, ist jüngst wieder restauriert worden, während es das Schicksal mit der viel prachtvolleren Reform-Synagoge weit weniger gut meinte. Sie wurde im Frühjahr 1965 abgerissen. Eine fehlende regelmäßige Instandhaltung hatte die Struktur des Gebäudes derartig geschwächt, dass ein Abriss unvermeidlich war, um einen plötzlichen Einsturz zu vermeiden. Die Entscheidung, das Gebäude letztendlich seinem Schicksal zu überlassen, war nach langwierigen Verhandlungen zwischen dem Stadtrat und der jüdischen Gemeinde gefallen. Ob die Synagoge hätte gerettet werden können, ist bis heute strittig. Fest steht jedoch, dass eines der attraktivsten und herausragendsten Wahrzeichen der Stadt zerstört wurde, nur um zunächst Platz zu machen für den Hauptsitz einer lokalen, nach Lenin benannten Konsumgenossenschaft und später, um das Komitee der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei zu beherbergen.

Wäre ich abergläubisch, würde ich behaupten, dass ich eine Vorahnung vom Schicksal der Synagoge gehabt habe. Ich lebte noch in Makó, als sich, während eines der Gedenkgottesdienste zum Jahrestag der Deportation der Juden aus der Stadt am 16. Juni 1944, der große Leuchter im Mittelschiff löste und mitten in einem Gebet herunterkrachte. Das Geräusch dabei war erschreckend, zumal es auch völlig unerwartet kam. Ich stand

wie erstarrt an meinem Platz, der von der Stelle des Aufpralls etwas entfernt war, und beobachtete, wie der Kristalleuchter auf den hölzernen Bänken zersprang. Holz- und Glassplitter flogen in alle Richtungen. Niemand in der kleinen Gemeinde wurde verletzt, denn zu diesem Zeitpunkt gab es nur noch wenige Juden in der Stadt, sodass große Teile des Gebäudeschiffs fast leer waren, und glücklicherweise saß auch niemand direkt an der Absturzstelle. In der entstehenden Panik hörte ich eine der Frauen rufen:

»Jetzt geht alles wieder von vorne los.«

3

Das Zentrum der Stadt entwickelte sich um den Knotenpunkt mehrerer Hauptstraßen herum, lange Zeit ohne die geringsten Anzeichen weitsichtiger Stadtplanung. Der Hauptplatz nahm, allen Regeln euklidischer Geometrie zum Trotz, in keinsten Weise quadratische Formen an, sondern es entstand ein sonderbar dreieckig geformter Raum. Benannt war er nach Széchenyi, dem großen ungarischen Staatsreformer des neunzehnten Jahrhunderts, bis die Kommunisten ihn umbenannten in Leninplatz. Nach dem Niedergang des Kommunismus wurde ihm natürlich wieder der Originalname zurückgegeben. All diese Umbenennungen waren jedoch sinnlos, da die lokale Bevölkerung, beharrlich und unbeeindruckt vom jeweils vorherrschenden politischen System, den Platz so nannte, wie er seit jeher bekannt war: als Hauptplatz. Das Namensspiel verschonte auch nicht die beiden Kinos der Stadt: Lange Zeit bekannt als *Park* und *Corso*, wur-

den sie offiziell umbenannt in *Roter Stern* und *Freiheit* – aber kaum jemand verwendete jemals diese Namen.

Am östlichen Ende des Dreiecks steht das prachtvollste Bauwerk der Stadt: das Rathaus, erbaut 1839 im neoklassizistischen Stil anstelle eines viel kleineren Gebäudes. Am westlichen Ende des Hauptplatzes bilden zusammenlaufende Straßen einen (auch wieder irgendwie unregelmäßig geformten) angehängten Platz, der ebenfalls einem Dreieck ähnelt. Dieser Platz protzt mit einem anderen bemerkenswerten Gebäude: dem erstaunlichsten Bauwerk der ganzen Stadt, das sich auf arrogante Art und Weise vollständig von seiner Umgebung absetzt – einem riesigen Apartmentblock mit weltstädtischen Ambitionen, der in den vom Höhenrausch geprägten Tagen der 1920er Jahre mit geliehenem Geld erbaut wurde. Zu seiner Zeit war das zweifelsohne die beste Adresse der Stadt, mit einer eleganten Apotheke und einer beliebten Konditorei im Erdgeschoss. Erstere existiert noch, letztere ist bedauerlicherweise verschwunden. Die Familie einer meiner Cousins lebte in dem Gebäude, und von dieser Wohnung aus beobachteten wir die nach dem Ende der Revolution von 1956 in Makó einrollenden russischen Panzer; einer der Geschütztürme war ziemlich bedrohlich auf das Wohnzimmerfenster gerichtet, aber zum Glück wurde nicht daraus gefeuert.

Auf dem angrenzenden Platz befindet sich die imposante lokale Oberschule oder das Gymnasium: Mehrere meiner Onkel, mein Bruder und (viel später) auch ich wurden in dieser Schule unterrichtet. Erbaut 1895, verlor sie nie ihren ausgezeichneten Ruf, nicht einmal in schwierigen Zeiten. Vor der Schule stand das russische Denkmal, eine weiße Granitsäule, gekrönt mit dem ob-

ligatorischen, in diesem Fall aus Bronze gegossenen roten Stern – nach der Machtergreifung der Kommunisten eine vorgeschriebene architektonische Ergänzung auf den zentralen Plätzen in allen ungarischen Städten.

Vom Gymnasium aus führte eine breite Straße zu einem kleinen rechteckigen Park, einem friedvollen Ort, bis dort ein Freilufttheater gebaut wurde. Einige meiner älteren Freunde behaupteten, hier im Gebüsch in die eher oberflächlichen Freuden der fleischlichen Lust eingeführt worden zu sein; es gab ein bedauernswertes, geistig behindertes Mädchen, das für ein paar Süßigkeiten bereitwillig Nachhilfe erteilte.

4

Vielleicht ist es nachvollziehbar, dass ich in meinen Träumen vergeblich nach dem Haus suche, in dem ich geboren wurde. Es war ein schlichtes Gebäude. Architektonische Verdienste waren in seiner Planung nicht vorgesehen, nur reine Zweckmäßigkeit. Kinder in ihren Malversuchen zeichnen Häuser dieser Art. Ein schräges rotes Dach mit Schornsteinen, eine eintönige Ansammlung schmuckloser Fenster und eine ebenso schnörkellose Tür – mehr nicht. Das Haus hatte ein Wohnzimmer, ein Esszimmer und zwei Schlafzimmer: eines für meine Eltern, das andere für meinen Bruder und mich. Der Altersunterschied zwischen uns war groß; als ich zur Welt kam, war mein Bruder 14 Jahre alt und hatte bis zu diesem Zeitpunkt das Zimmer für sich allein. Es muss für einen Teenager sehr lästig gewesen sein, das Schlafzimmer mit einem viel jüngeren Bruder zu teilen,

aber falls ihn meine oft recht geräuschvolle Präsenz jemals geärgert haben sollte, hat er mich das nie spüren lassen. Es gab auch einen kleinen Garten mit ein paar Obstbäumen und Blumenbeeten, die von einem der Handlanger vom angrenzenden Sägewerk meines Großvaters gepflegt wurden. Sein Unternehmen war auch der Grund, warum unser Haus an jener Stelle stand. Links und rechts vom Sägewerk stand jeweils eine Villa für meine beiden Onkel, die nach dem Tod meines Großvaters das Familiengeschäft weiterführten. Unser Haus war eine etwas bescheidenere Ergänzung dahinter.

Vom Garten aus konnten wir durch eine kleine Holzpforte das Sägewerk betreten. Diese Pforte führte in eine geheimnisvolle Welt mit unzähligen Überraschungen, die entdeckt werden wollten. Das Holzlager war riesig; seine Grenzen lagen weit außerhalb des Blickfeldes eines kleinen Kindes. Selbst noch viel später, in meinen Jugendjahren, stellte dort das Versteckspielen mit Freunden einen spannenden Zeitvertreib dar, denn das schwer überschaubare Gelände bot eine Vielfalt an Verstecken.

Im Zentrum des Sägewerks, in einem riesigen, erhöht stehenden Gebäude (eigentlich ein großer, an beiden Enden offener Schuppen), standen zwei hoch aufragende elektrische Sägen. An beiden Enden des Schuppens waren zur Verarbeitung vorgesehene Holzstämmе rechtwinkling zueinander in wechselnden Lagen aufgestapelt. Diese Stapel verschwanden im Verlauf des Tages, wenn die Holzstämmе einer nach dem anderen unter den Sägen landeten. Die Sägen, die sich unaufhörlich auf und ab bewegten, erzeugten ein langgezogenes, hohes metallisches Kreischen, wenn die Holzstämmе hindurchglitten, um am anderen Ende als gleichmäßig geschnittene

Planken herauszukommen. Nur kleine Wolken aus Holzstaub schwebten in der Luft, aber unvorstellbare Mengen an Sägespänen rieselten in Kaskaden auf den Boden unterhalb der erhöhten Plattform. Die welligen Hügel aus kratzigem Sägemehl waren immer mein allerletzter Zufluchtsort, wenn ich mich darin einbuddelte, um elterlicher Bestrafung zu entgehen. Der Sägeschuppen war ein magischer Ort, verzaubernd und aufregend zugleich. Häufig stand ich dort, beinahe ohne mich zu rühren, in den Bann gezogen von den sanft herumwirbelnden Wolken, bis ich von einer dünnen Schicht hölzerner Schneeflocken bedeckt war.

Die frisch geschnittenen Holzplanken wurden auf Schienenwagen verladen und auf Schmalspurschienen ans äußerste Ende des Sägewerks transportiert und dort wieder in ordentlichen Stapeln aufgeschichtet, als Endprodukt für das Baugewerbe. Da der Schuppen erhöht stand, hatte die Schienenspur ein Gefälle von 30 Grad, und auf jedem der Schienenwagen fuhr einer der Arbeiter mit, um die Bremsen zu betätigen, wenn die Wagen zu schnell wurden. In meinen frühen Jugendjahren, bevor das Sägewerk von den Kommunisten geschlossen wurde, war die Fahrt auf einem dieser Schienenwagen hangabwärts ein absolut berauschendes Erlebnis. Das Gefühl von Gefahr, die Vorstellung, dass die Bremsen im letzten Moment versagten und mit dem Schienenwagen den soliden Holzzaun zu durchbrechen, auf die dahinterliegende Straße katapultiert zu werden und dabei ein paar ahnungslose Passanten niederzumähen, hatte für mich einen unwiderstehlichen Reiz.

Nicht weit vom Gebäude mit den elektrischen Sägen lag der Maschinenraum mit seinen glänzenden Maschi-

nen: sich langsam drehende Räder, ehrwürdige Kolben, Schutzgeländer, Glühbirnen, die unter emaillierten Lampenschirmen mit weißer Unterseite und grüner Oberseite baumelten, Kästen mit Alarmknöpfen, Schalterreihen und das rhythmische, gleichtönige Hämmern der Maschinen, die ihre Arbeit verrichteten, alles in einen öligen, dicken Dunst gehüllt. Der direkte Weg zum Maschinenraum führte am Kühlturm vorbei. Mir war sein Becken mit dem abweisenden, dunklen Wasser unheimlich, und ich blieb immer so weit wie möglich davon entfernt. Ganz in der Nähe, schräg gegenüber von unserem Haus, der Hauptstraße zugewandt, stand das Bürogebäude, an dem ich als Kind nicht das geringste Interesse hatte. Es war niemals Teil meiner Entdeckungstouren, und ich vermied auf diese Weise, dass einer meiner Onkel sich nach dem Grund meiner Anwesenheit im Sägewerk erkundigte. Aber es war das Gebäude, von dem aus mein Großvater und, nach seinem Tod, zwei meiner Onkel – und, nach deren Tod im Krieg, meine Mutter mit ihrem jüngsten Bruder – das Familiengeschäft führten.

5

Mein Großvater machte sein Vermögen in der Holzindustrie. Mit seinem Geschäftspartner gründete er eine Firma, die sich zu einem erfolgreichen Industrieunternehmen entwickelte. Die Erfolgsformel war recht simpel: ausgedehnte, nahegelegene Waldgebiete, einfache Transportwege mit der Bahn oder auf dem Fluss und der aufnahmebereite Markt einer expandierenden Kreisstadt. Am Ende des Ersten Weltkriegs hatte die Firma

bereits einen guten Ruf, und mein Großvater war bekannt und erfolgreich genug, um sich auf einer Liste gesuchter Männer wiederzufinden, die von Kommissaren während des kurzlebigen kommunistischen Terrors des Jahres 1919 erstellt worden war. Da er um sein Leben fürchtete, musste er vorübergehend untertauchen.

Er wollte ein modernes Unternehmen führen und schaffte die allerneueste, damals in Deutschland erhältliche Ausrüstung an, um mit der Konkurrenz mithalten zu können. Obwohl bis zum Ende der 1920er Jahre noch mindestens sechs weitere ähnliche Unternehmen gegründet wurden, war seine Firma zweifelsohne die größte in der gesamten Region. Das Unternehmen bekam auch eines der ersten Telefone in der Stadt, unmittelbar nachdem die erste Telefonzentrale im Jahr 1900 in Betrieb genommen worden war. Er baute in einer der etwas angeseheneren Straßen ein recht großes, aber nicht protziges Haus für seine Familie. Ich weiß nicht, ob es eine bewusste Entscheidung war, aber die Straße lag außerhalb des jüdischen Viertels. Sie war auf beiden Seiten von Baumreihen gesäumt: Linden auf der Häuserseite, Kastanien auf der Straßenseite. Der Frühsommer kündigte sich durch den Duft der Lindenblüten an, die manchmal gesammelt und getrocknet wurden, um im Winter daraus Tee zu bereiten, während der dumpfe Aufprall der fallenden Kastanien uns daran erinnerte, dass der Herbst nicht mehr weit war.

Es ist das Haus meiner Großeltern, das ich als mein eigenes betrachte, denn als wir nach dem Krieg zurückkehrten, gingen wir nicht in das Haus zurück, in dem ich geboren wurde. Ich wuchs im Haus meiner Großeltern auf und lebte dort, bis ich zur Universität ging.

Das Gebäude hatte den anmutigen Charme eines provinziellen Patrizierhauses. Seine herausragenden Merkmale waren sechs große Fenster, paarweise angeordnet, die gemessen an ihrer Breite ungewöhnlich hoch waren und so die Eleganz der Fassade noch betonten. Oberhalb der Fenster blickten aus Stein gemeißelte Frauenköpfe auf die Passanten hinab und verliehen dem Haus einen zusätzlichen Hauch von Raffinesse. Diese Steinschnitzereien waren ein nicht allzu weit entferntes Echo der Häupter aus Coade-Stein, die die Türen der architektonisch viel ehrwürdigeren georgianischen Gebäude des Bedford Square in London verzieren, wo ich ein paar Jahrzehnte später leben würde. (Abb. 1, S. 337)

Ein paar Treppenstufen führten hinauf in die Eingangshalle. Alle Zimmer waren geräumig und luftig mit sehr hohen Decken – als Kind konnte ich nicht nach oben blicken, ohne mich schwindelig zu fühlen. Die Böden waren aus Holz der besten Qualität, selbstverständlich handverlesen aus dem Sägewerk, und bedeckt mit persischen Teppichen. Das gesamte Mobiliar war nach genauen Vorgaben meiner Großmutter handgefertigt worden. In der Küche gab es einen Herd und einen Backofen, die beide in die Mauer eingelassen waren. Der Herd hatte vier gusseiserne Kochplatten. Der Backofen stand leicht erhöht, und seine eiserne Klappe öffnete sich zu einem tiefen Innenraum. Er ähnelte einem kleinen Schmelzofen, und man konnte mehrere Gerichte gleichzeitig darin zubereiten. Die an die Küche angrenzende Speisekammer war entsprechend groß für eine vielköpfige Familie mit acht Kindern: der Boden bedeckt mit speziell zugeschnittenen Ziegelsteinen, um ihn kühl zu halten und an den Wänden endlose Marmorregale. Schon

sehr früh wurden ein modernes Badezimmer und ein Wasserklosett aus Porzellan installiert; das war damals eine Neuheit und erzeugte bei den Nachbarn und Besuchern entsprechende Bewunderung. Das Badezimmer mag anfangs von richtungsweisendem Design gewesen sein, wurde aber nach dem Zweiten Weltkrieg nicht modernisiert, und als wir wieder dort lebten, mussten wir das Wasser von Hand in einen großen Tank pumpen, der an der Decke hing und an dessen Außenseite ein Wasserstandsanzeiger angebracht war. Da wir die meiste Zeit ohne Hausangestellte auszukommen hatten, war ein Bad gleichzeitig ein gutes Training für die Armmuskeln.

Der ausgedehnte Garten war in zwei Hälften unterteilt. Vom Eingang bis zur Rückseite des Hauses erstreckte sich ein Blumengarten mit Rabatten und in Form gestutzten Buchsbäumen. Sie waren riesig und ein Gärtner beschnitt sie regelmäßig, um ihre perfekte, kreisrunde Form zu bewahren. An den Blumengarten schloss sich, weiter zurückliegend, der bedeutend größere Obstgarten mit Kirsch-, Pflaumen- und Aprikosenbäumen sowie Reihen von Rebstöcken und Himbeersträuchern an. Das große Nebengebäude hatte zwei Räume: einen zur Lagerung des Feuerholzes für den Winter, denn das Haus hatte natürlich keine Zentralheizung, der andere diente als Schuppen. Auf den geräumigen Dachboden kam man nur über eine schwindelerregende Leiter. Hier gründeten wir als Schulkinder nach dem Krieg unseren ersten und auch letzten Geheimbund. Wir nannten ihn pompös Gesellschaft für Naturforschung und Wissenschaft und nahmen ihn ausgesprochen ernst. Wir stellten Mitgliedskarten aus, entwarfen eine Satzung und gaben Rundschreiben heraus. Wir hielten regelmäßige Vorträge zu

weitreichenden Themen wie der Geschichte des Ersten Weltkriegs, technologischen Verfahren in der Metallindustrie und dem Leben mehrjähriger Pflanzen. Wir organisierten Exkursionen in den nahegelegenen Park, um Pilze und Pflanzensamen zu sammeln. Um den Dachboden benutzbar zu machen, hatten wir säckeweise Staub und zerbrochenene Dachziegel entfernt; es war uns sogar gelungen, mit ein paar Stühlen und einem kleinen Tisch, die nirgendwo sonst im Haus benötigt wurden, den Dachboden zu möblieren, wenn auch nur spärlich.

Die Idee mit dem Geheimbund kam von János, einem lebhaften kleinen Jungen, der zum Sekretär ernannt wurde. Ich diente als eine Art Organisator, da das Hauptquartier in unserem Haus war. Stolz ergriffen wir Besitz von diesem Raum, der nur uns allein gehörte: Erwachsenen war der Zutritt verboten. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir dort etwas getan haben, was von Erwachsenen missbilligt oder verboten gewesen wäre, aber dieses Versteck war unsere Unabhängigkeitserklärung von der Außenwelt, eine Freiheit, die uns anderswo nicht gewährt wurde. Wir hängten eine Landkarte auf und planten Reisen in ferne Länder, die wir nicht kannten und natürlich auch nicht besuchen konnten, da es zum damaligen Zeitpunkt völlig unmöglich war, ins Ausland zu reisen. Das neu errichtete kommunistische Regime hatte das Land von der Außenwelt abgeschottet. Wir konnten noch nicht einmal meine Tante und meinen Onkel besuchen, die nur 48 Kilometer entfernt im benachbarten Rumänien lebten, einem Land, das ebenso zum kommunistischen Block gehörte.

Unser Leben drehte sich um die Familie meiner Mutter, da wir im Schatten ihres Unternehmens lebten, und unser praktisch an das Sägewerk angebautes Haus war ein Geschenk der Eltern meiner Mutter. Wir besuchten regelmäßig das große Familienhaus, und die dominante Figur von Fanny, der Großmutter mütterlicherseits, ist einer der lebendigsten Bestandteile meiner bruchstückhaften Erinnerung. Samuel, den Vater meiner Mutter, habe ich nie getroffen: Er war nach einem schweren Schlaganfall gelähmt und auf Vollzeitpflege angewiesen. Seine unartikulierten Schreie erschütterten den Frieden des Hauses, und er starb im November 1933. (Abb. 2, S. 337)

Mein Großvater war in jeder Hinsicht ein sanfter Mensch, der seinen florierenden Geschäftsinteressen ohne viel Aufhebens nachging und einen verschlungenen diplomatischen Kurs steuerte, um jedwede Konfrontation mit seiner Ehefrau zu vermeiden, die das Haus mit wenig Kompromissbereitschaft regierte. Er zeugte zehn Kinder; zwei starben im Säuglingsalter, nicht ungewöhnlich in jener Zeit, während die restlichen acht, fünf Söhne und drei Töchter, alle das Erwachsenenalter erreichten. Die Söhne erhielten eine gute Ausbildung, um ihnen eine erfolgreiche berufliche Karriere zu ermöglichen oder das Familienunternehmen weiterzuführen; die Mädchen wurden auf die Ehe vorbereitet, und sie heirateten tatsächlich so schnell sie konnten, um der erdrückenden Kontrolle meiner Großmutter zu entkommen. Mein Großvater war ein hochgewachsener Mann mit einer aufrechten Haltung, der bereits früh die meisten seiner Haare verlor; die verbleibenden Haarbüschel an den Seiten und

am Hinterkopf wurden rigoros zu grauen Stoppeln getrimmt. Auf Fotos und Ölgemälden erscheint er als ein Mann von unangefochtener Autorität, mit schmalen, energisch zusammengepressten Lippen unter einem Schnauzbart, aber einem leichten Zwinkern in seinen braunen Augen. Er nötigte seinen Arbeitern Respekt ab, war aber auch sehr beliebt, denn er hatte den ursprünglichen Charakter seines mittlerweile lukrativen Unternehmens als Familienbetrieb bewahrt, in dem persönliche Kontakte und echte Fürsorge für jeden einzelnen der Arbeiter die Hauptgrundlage einer erfolgreichen Unternehmensführung bildeten.

Er führte ein gut geordnetes und organisiertes Leben, das Außenstehenden monoton erschienen sein mag. Eine Kutsche brachte ihn jeden Morgen zum Sägewerk, und dieselbe Kutsche fuhr ihn nachmittags nach dem Mittagessen, das er immer zu Hause einnahm, wieder zur Arbeit zurück. Am Ende des Tages ließ er sich, rechtzeitig zum Abendessen, wieder zum Haus zurückfahren. Die Freitagabende, wenn sich seine riesige Familie versammelte, waren der Höhepunkt der Woche. Er saß am Kopf des Tisches und segnete Brot und Wein, während meine Großmutter die Kerzen anzündete. Er war nicht besonders religiös und entsprach mit Sicherheit nicht den Erwartungen seiner Frau. Als starker Raucher verschwand er am Sabbat gelegentlich, um heimlich auf der Außentoilette hastig ein paar Züge zu rauchen. Er führte zwei seiner Söhne in die Leitung des Familienunternehmens ein; beide lebten in ihrer eigenen großen Villa, je zu einer Seite des Sägewerks, und nach dem verfrühten Tod meines Großvaters führten diese beiden Onkel das Unternehmen erfolgreich weiter. Sein Ansehen in der Ge-

meinde wurde durch die Aufnahme in einen exklusiven Herrenklub gewürdigt, der 1857 als ein Forum für das Bildungsbürgertum gegründet worden war. Der Klub diente nicht nur als Kasino, sondern hatte auch die Förderung öffentlicher Wohlfahrtspflege sowie von Kunst und Erziehung zum Ziel. Zu diesem Zweck gab es im Klub eine Bibliothek mit eigenem Bibliothekar. In einem Buch, das 1929 gerade noch rechtzeitig zum Gedenken an den zehnten Jahrestag des Friedensvertrages von Trianon erschien, wird mein Großvater für die Entwicklung des Sägewerks von seinen bescheidenen Anfängen bis hin zum größten Unternehmen dieser Art in der gesamten Region anerkennend erwähnt. Er spielte eine aktive Rolle im öffentlichen Leben der Stadt, und zum Zeitpunkt der Publikation des Buches war er Vizepräsident der jüdischen Gemeinde und Vorstandsmitglied im Kreis- sowie im Stadtrat.

Allem Anschein nach führten meine Großeltern eine glückliche Ehe: Die offenbar mühelose Kompromissbereitschaft meines Großvaters trug entschieden zu seinem häuslichen Glück bei, denn meine Großmutter ließ nicht den geringsten Zweifel aufkommen, wer im Haus die Hosen anhatte. Sie war eine Frau mit festen Prinzipien und unerschütterlicher Meinung. Sie kommandierte ihren Mann herum, kontrollierte erbarmungslos ihre Kinder und terrorisierte die Hausangestellten. Sie war von kleiner Statur, kompensierte den Mangel an körperlicher Größe jedoch mit einem dominierenden Charakter. Sie genoss es ganz offensichtlich, ihren Haushalt in ungezügelter Alleinherrschaft zu führen. Ihr immer einfach und tadellos frisiertes Haar war zum Zeitpunkt meiner Geburt bereits weiß. Sie war stets gepflegt

gekleidet, jedoch ohne jeden Sinn für Modetrends. Der eiskalte Blick ihrer grau-blauen Augen forderte sofortige Aufmerksamkeit ein und duldet nicht den geringsten Widerspruch. Dieser Blick erweckte Furcht in den Hausangestellten, die in den besseren Zeiten in ihrem Haus arbeiteten. Sie hielt sie an sehr kurzer Leine und tolerierte keine Verschwendung, Faulheit oder Unehrllichkeit. In Bezug auf die Dienstmädchen war ihre Meinung: »Wer lügt, der stiehlt; wer stiehlt, hat auch lockere Sitten«, als ob Lügen unausweichlich zur Prostitution führten. Ironischerweise entging es ihrer Aufmerksamkeit (oder weigerte sie sich schlicht und ergreifend, es zuzugeben?), dass nicht nur einer ihrer Söhne von gerade eben diesen Dienstmädchen unter ihrem eigenen Dach in die körperliche Liebe eingeführt worden war.

Niemand konnte an ihrer Fruchtbarkeit zweifeln, denn sie brachte zehn Kinder in rascher Folge zur Welt; zwei starben kurz nach der Entbindung. Sie war in hohem Maße von ihren Söhnen eingenommen und diese Bevorzugung, gegen die mein Großvater um des lieben Friedens willen nur wenig unternahm, dauerte sogar noch an, als die Kinder bereits erwachsen waren.

Meine Mutter hatte das besondere Pech, nicht nur im falschen Geschlecht geboren zu sein, sondern auch noch als dritte Tochter. Sie war das vierte Kind, und ihre Geburt enttäuschte meine Großmutter, die nach zwei Mädchen und nur einem Jungen lieber noch einen weiteren Sohn zur Welt gebracht hätte. An ihrer Enttäuschung änderte sich nichts, aber meine Mutter beschwerte sich niemals, und ich wurde erst von anderen Familienmitgliedern auf die schwierige Beziehung zwischen ihr und ihrer eigenen Mutter aufmerksam gemacht. Bereits frühe

Fotografien belegen, wie meine Mutter als Aschenputtel behandelt wurde. In einem verblassten Schnappschuss von den ersten fünf Kindern meiner Großmutter sind die beiden Jungen und die zwei anderen Mädchen schick gekleidet; nur meine Mutter steht da wie eine arme Verwandte, die unpassenderweise zum Zeitpunkt der Aufnahme auftauchte. Ihre Brüder tragen fesche Anzüge und die beiden Schwestern elegant geschnittene Kleider mit großen und mit Spitze gesäumten, rundgezackten Krägen, anmutige Hüte und schicke Schuhe. Im Gegensatz dazu steckt meine Mutter in einem formlosen, nicht mit Spitze verzierten Kleid, ihr Haar ist bedeckt mit einem ziemlich uneleganten Kopfputz – er sieht aus wie ein weit geöffneter Fächer, der irgendwie deplaziert ihren Kopf umrahmt, mit einer nachlässig gebundenen Schleife unter ihrem Kinn. Sie trägt Schnürschuhe, die bereits bessere Tage gesehen haben, wahrscheinlich an den Füßen ihrer älteren Schwestern. (Abb. 3, S. 338)

Die Haltung meiner Großmutter gegenüber ihrer Tochter verschlimmerte sich noch weiter, als meine Mutter beschloss, meinen Vater zu heiraten. Meine Großmutter war über die Entscheidung meiner Mutter zutiefst verärgert und fest davon überzeugt, dass ihre am wenigsten geschätzte Tochter die falsche Wahl getroffen hatte. In diesem Falle behielt sie Recht, denn meine Mutter hatte tatsächlich nicht die richtige Entscheidung getroffen, aber nicht aus den Gründen, die der Anlass für die Missbilligung seitens meiner Großmutter waren.

Ich weiß nur bedauernswert wenig über meine Großeltern väterlicherseits. Sie waren mir fast vollkommen unbekannt, und ich habe keine Kindheitserinnerungen an sie. Sie lebten nicht in Makó. Mein Vater kam in einem kleinen Ort im südöstlichen Ungarn zur Welt, der unmöglich den Anspruch erheben konnte, als Stadt bezeichnet zu werden. Ich kann mich an keine Besuche bei seinen Eltern entsinnen; vielleicht war ich noch zu klein dazu. Ich habe keine Erinnerungen an Klänge, Gerüche, Farben oder Geräusche in ihrem Haus in meinem Gedächtnis abgespeichert; die Gesichter, an die ich mich erinnere, stammen von Onkeln und Tanten auf alten, nun aber verloren gegangenen Fotografien. Es gab also ganz offensichtlich ein starkes, aber nachvollziehbares Ungleichgewicht in unseren familiären Beziehungen, da ich meine Kindheit im Schatten und unter dem Einfluss der Familie meiner Mutter verbrachte. Selbst nach dem Krieg, als ich als Jugendlicher viele meiner Sommerferien bei einer der Schwestern meines Vaters verbrachte, die mich, da sie selbst kinderlos war, als ihren eigenen Sohn betrachtete, machte ich wenig Anstalten, mehr herauszufinden als das, was sie mir in ihren amüsanten Anekdoten aus dem Leben einer großen Familie mitteilte.

Aus Archiven erfuhr ich, dass mein Großvater Samuel (er hatte denselben Namen wie mein anderer Großvater) 1861 geboren wurde und zum Zeitpunkt der Geburt meines Vaters im Jahr 1893 einen Laden besaß. Dank der akribischen Aufzeichnungen der jüdischen Gemeinde weiß ich sogar, wann und von wem er beschnitten wurde, aber sonst weiter nichts. Meine Großmutter